

Der Berner Schriftsteller-Verein stellt seine Mitglieder vor

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 48

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Berner Schriftsteller-Verein stellt seine Mitglieder vor

„Den Dichter wähle, wie du einen Freund wählst“

Hermann Roth wurde am 23. Juli 1904 in Biel geboren. Seine erste Jugendzeit verbrachte er teils in Bern, teils in Biel, wo er die Primarschule und das Progymnasium besuchte. Früh schon verlor er seinen Vater. Unauslöschlich aber blieb ihm eine der wenigen Erinnerungen an ihn. Es war das zeichnerische Gestalten. Gebannt und mit staunenden Augen guckte der Kleine auf Vaters Zeichenblatt, wo aus dem Nichts die wunderschönsten Blumen, Häuschen, ja ganze Tier- und Zaubergeschichten entstanden. Wie unbegreiflich gross schien dem Kind dieses Können. Als der Vater für immer von seiner Familie Abschied nahm, war es, als hätte er seinem Sohn das Beglückende des Zeichnens vermacht. Allein war nun der Bub, und seine Jugendlichkeit stand ihm im Wege. Er begann zu zeichnen, erst unsicher, dann verwegener, es schien ihm alles so leicht und einfach. Hermann Roth wunderte sich als Schüler oft genug, dass seine Zeichnungen von den Kameraden stets bestaunt und von den Lehrern selten korrigiert wurden. Mit brennender Freude wünschte er Kunstmaler zu werden. Allein, es klang so hohl und leer im Geldbeutel der guten Mutter. Durfte man da die Sorgen mutwillig vermehren? Standen nicht „sichere“ Berufe zu Gebote? So wurde Hermann Roth Lehrling in einem Architekturbureau. Diese Lösung konnte lange Zeit seinem Wunschbilde nicht genügen. Doch im Laufe der Jahre öffnete ihm die Baukunst neue Wege und diese beglückende Erkenntnis vermochte seine einstige Sehnsucht zu stillen. Nun

aber erkrankte Hermann Roth ernstlich und durfte auf lange Zeit hinaus nicht mehr an die Ausübung seines Berufes denken. Das war jene Wende, die seine Lust am bildnerischen Formen auf andere Wege drängen musste. Im Wonnerausch seiner Sturm- und Drangzeit entstanden ein Drama und die ersten Gedichte, die er ebenso lächelnd wie sorgsam verschweigt und verwahrt. Denn erst bedurfte es eines gütigen Mentors, um ihn von der Fragwürdigkeit halbwüchsiger Dichtung zu lösen.

Seither sind Jahre verstrichen. Hermann Roth hat die Gesundheit restlos wiedergewonnen. Er beugt sich wieder mit Zirkel und Stift über den Zeichentisch. In St. Moritz führt er, zusammen mit einem Kollegen, ein Architekturbüro.

Seine Freizeit aber gehört seinem künstlerischen Schaffen. Neben neueren Gedichten und einem jüngst verfassten historischen Schauspiel sind sechs berndeutsche Kurzgeschichten entstanden, von denen fünf 1942 im Verlag Francke, Bern, im Sammelband „Mönsche wie mir“ erschienen sind.

Ausserberuflich ist Hermann Roth Mitgründer und derzeitiger Präsident des Kunstvereins Pro Arte, St. Moritz, und Publikationschef im Zentralkomitee des Schweizer Alpenklub.

Ds Bluemer-Müetti

aus „Mönsche wie mir“

Sie geit uf ds Fänschter zue, zieht mit beidne Händ der Vorhang grad eso wyt usenang, dass sie sälber elei im erschte Morgegrau steit. No het sie beid Händ fescht am Plüsch, als wett sie parat sy, ne diffie zuez/zieh, wenn's nötig wär.

Däwäg isch d'Frou Bluemer wider die lengschti Zyt gestande. Der Tuuri het syni Muetter derwyle vo der Syte-n-agluet: Schneewyss u glatt hindere zoge sy die paar Höörli — grau isch die chlyni, dünni Stirne — grau d'Backe, grau ds ygfallne Muul — grau ds spitze Chini — u schwarz i däm früeche Morgeliecht, tief schwarz sy die zwo Ougehöhlne.

Ihre Blick geit usen über d'Loube, wo die Nacht eine gwartet het, und über d'Husdecher uus, wo eine die Nacht drungerdür geschlichen isch, gäge d'Räben ufe. Sie gseht die graue Muure, wo ds Land zsäges dürstryche — sie gseht der Wald, wo vo der Schlucht abendangschnitte wird. Wyter ufe göh d'Ouge, bis a Rand, u dā grau Himmel glycht dām graue Rand eso uheimelig! — U wider toucht us dām Grau use Aettis Gsüün!

U das isch ds Läbe, dānt ds Müetti. Grau u schwarz hört es uf.

Jetzt wärde ungereinisch d'Felse uf em Bärg obe tief rot. U die Röti geit langsam ufwärts u abwärts, der Himmel wird rot, der Wald, d'Räbe, d'Decher im Dorf — alles überchunnt jetz en anderli Farb!

Ihri Händ verchrampe sech i de Vorhäng; zieht ds Müetti sie jetz usenang, so isch es um die Nacht gscheh! Um die letschti Nacht mit ihrem Tuuri!... U de chunnt öppis Neus, öppis Schwärs — ds Läbe chunnt wider.

„Tuuri — es taget, du muesch goh!“

„Wohi, Muetter!“

„Em grade Wäg noh, Bueb!“

„I verstoh di, Muetter — jetz verstoh i di!“

Der Tuuri steit langsam uuf, nimmt d'Muetter vo hinde bi den Achsle u luegt über ihre Chopf uus ou i ds erschte Morgerot.

„Gang jetz!“ seit sie no einisch.

Sie lot d'Händ lo falle, chehrt sech um, luegt zu ihrem Bueb ufe i ds Gesicht, strycket ne, wie sie's die Nacht scho einisch to het u fuehrt ne druufabe zur Tür u seit:

„sblybt dir nüt anders vür: Du muesch jetz goh! Was ou mit dir gscheh, dys Müetti vergisst di nid!“

Sie tuet jetz d'Türe sälber uuf, stost der Tuuri süüferli use, u vor der Chuchitür, wo's use i ds grosse Stägehuus geit, macht sie halt.



Hermann Roth

Geboren am 23. Juli 1904 in Biel, von Buchholterberg (Bern), Architekt, Haus Aromesti, St. Moritz.

„Isch es der jetz liechter, Tuuri?“

Der Tuuri umarmt sys Müetti, wi-n-er's no nie i sym Läben umarmt het. Druuf seit es:

„Tuuri, los, i gloube nid nume a di! Dänk gäng, i syg näbe dir, wi jetz, u so wenn du geisch, wenn du vor em Richter bisch u... nachär!“

Ds Müetti briegget jetz still vor sech ane, aber dütlech seit es em Tuuri no:

„U jetz muesch goh!“

D'Tüfalle geit uuf, u wo der Tuuri über d'Schwelle wott, packt ds Müetti no einisch am Arm u seit halblut:

„U no eis, Tuuri: Vergiss nie, no Eine isch mit üs, we mer ne rüefe!“

Hermann Roth.

Erschienene Werke: „Mönsche wie mir“, Bärndütschi Gschichte, Verlag A. Francke AG., Bern, 1942.

Adolfo Jenni wurde in Modena am 3. Mai 1911 als Sohn eines bernischen Vaters und einer modenesischen Mutter geboren. Er wuchs in Parma, in der Unendlichkeit der Poebene auf. In Parma besuchte er das Gymnasium, in Bologna die Universität. Nach zweijährigen Studien auf chemischem, physikalischem und biologischem Gebiet, erkannte er, dass Literatur sein eigentliches Gebiet ist. Er doktorierte 1933 in Bologna. Obwohl Jenni väterlicherseits Schweizer war, kannte er bis zum Jahre 1933 die Schweiz nur als sommerliches Ferienland. Seit-her aber entdeckte er nach und nach, erst in Zürich, später in Bern, das soziale und intellektuelle Ganze, jene Probleme und Ideale, die das Wesen eines Landes bilden. Seit 1935 ist er Lektor für Italienisch an der Universität Bern, wo er Stilistik- und Literaturkurse erteilt. In normalen Zeiten lebt Jenni sieben Monate des Jahres in Bern, das er liebt und immer tiefer erlebt: fünf Monate aber verbringt er in Italien. Die idealste Lebensweise, um zwei so grundverschiedene Völker vergleichen, ihre Fehler und Vorzüge ergründen zu können. So ist es auch nur natürlich, dass ihn in der Schweiz oftmals ein Heimweh nach Italien, in Italien wiederum ein Heimweh nach der Schweiz ergreift.

Als achtjähriger Knabe hütete er sorglich seine ersten Gedichte, gleich Fehlern, die man in scheuer Schamhaftigkeit zu verheimlichen sucht. Dunkel ahnte er vielleicht, dass sich in ihnen ein elementares Bedürfnis verströmte, dass sie sein wahres, unmittelbares Innenleben preisgaben. Spät erst gelang es ihm, diese Schamhaftigkeit zu überwinden. Sein erster Prosaband „Miti e atmosfere“ (Mythen und Stimmungen) erschien, ohne dass irgendwelche Veröffentlichungen in Zeitschriften ihm vorausgingen.

Doch von diesem Zeitpunkte an war das Eis gebrochen. Und heute, nachdem Ende letzten Jahres sein Buch „Annate“ (Jahreszeiten), Erzählungen, die zusammengekommen einen Roman bilden, erschienen ist, drängt es ihn einfach, aus Lust am Schreiben, fortzufahren. Denn wenn er nicht schreibt, fühlt er sich unbefriedigt und infolgedessen auch schlechter Stimmung, unzufrieden mit allem und allen.

Adolfo Jenni ist von der Lapalisschen Wahrheit, dass Formgebung und Kraft des Gefühls die Grundlagen der Kunst bilden, überzeugt, von dieser Wahrheit, die oft ausgedrückt und selten empfunden wird.

Die Werke von Adolfo Jenni liegen in italienischer Sprache vor. 1937 und 1942 erhielt er einen Preis von der Schillerstiftung.

Morgen im Gebirge

Als am Morgen nach dem jähen Regensturz das Blau des Himmels wieder über den schneebedeckten Bergen, den grünen Weidenhängen erstrahlte, überkam den Jüngling, wie niemals im Tale, ein Gefühl, als erstehende in ihm eine neue Welt.

Die Schaufenster der sommerlichen Läden im Orte erglänzten unter der blassen Sonne in einem weichen Licht. Heller, ferner als



Adolfo Jenni

Geboren am 3. Mai 1911 in Modena (Italien), von Niederhünigen, Lektor an der Universität Bern, Zähringerstrasse 33, Bern.

sonst, erschienen die Frauen. Und immer zahlreicher wandelten sie in seltsamen, durchsichtigen Gewändern zum Schwimmbad. In ihren Anblick versunken, sah er in Gedanken die grüne, kühle Flut in der jungen Sonne, spürte den eisigen Gletschergeschmack der Wasser, die im Schatten ruhten.

Während er so in der Sonne inmitten sorgloser Frauen dahinschlenderte, ergriff ihn ein Frohsinn, eine Leichtigkeit, die all seine Zweifel bald beschwichtigte, ihn mit seligem Vertrauen in die Zukunft erfüllte. So wie ihm in diesem Augenblick zumute war, so dachte er, müssten sich nur Jünglinge fühlen, die sich vollster Gesundheit erfreuten. Und gesünder als alle fühlte er sich selbst.

In heitere Unbeschwertheit lösten sich endlich auch seine Äengste, all das, was ihn immer beschäftigte, nicht schöpferisch gestalten zu können, die Gewissheit, dass sich von der Fülle seiner Träume nur die wenigsten verwirklichen liessen und sein unablässiges Suchen nach Wahrheit.

Er stellte sich vor, es würde ihm in einer fernen und doch so nahe scheinenden Zeit gelingen, der seit langem mit ihm eins gewordenen Bitterkeit die stärksten Gefühle und die feinsten Erkenntnisse seines Selbst und seines Lebens zu entringen, auf dass sich diese Bitterkeit in einen reinen unversiegligen Quell sorgloser Heiterkeit — gleich der jetzt empfundenen — wandle.

Denn in diesem Augenblick schien ihm, die wahre Seligkeit sei nicht im vollkommenen, elementar greifbaren Glücke zu finden, vielmehr in einer Seligkeit, die dem Schmerz verschwistet, sich nur in erlöster Unbeschwertheit, im Willen zur Befreiung, in lebendiger, hassloser Empörung offenbaren würde. Gleich einer Ruhezeit, einem Aufgeben aller Hemmungen, einem Gewährenlassen der eigenen Impulse.

So war es jetzt. Was diese festliche Lust aber noch vertieft hätte, wäre der Wermutstropfen einer kaum fühlbaren Schwermut gewesen, einer Schwermut, deren Unbestimmtheit aber gerade der Reiz ihres wahren, unstillen Wesens ist. Für immer hätte sich dann erfüllt, was jetzt nur flüchtig Wirklichkeit wurde und schon bald wieder im Entschwinden war. Das Verschmelzen von Freude und Schmerz. Ihr Aufgehen in einem neuen harmonischen Klang, in dem der Schmerz in der Freude unterginge, und die Freude ohne die leise Bitterkeit des Schmerzes kalt und unbelegt wäre. Das Leiden in ihm wäre nicht mehr Schmerz, sondern Ferment, Freude nicht mehr Freude, wohl aber die Fähigkeit, im Schmerze Lust zu empfinden.

Adolfo Jenni (Deutsch von Hedwig Kehrli)

Erschienene Werke: „Miti e atmosfere“, Prose, Formiggini, Roma, 1937. „Le notti e i giorni“, Poesie, Istituto editoriale ticinese, Bellinzona, 1937. „Foglie“, Poesie, Istituto editoriale ticinese, Bellinzona, 1938. „Regina“, Romanzo, Guanda, Modena, 1939. „Annate“, Prose di romanzo, Guanda, Modena, 1942.